

Und wieder kommt sie ihm vor; Abibas ihr nach und wirft den seidenen Beutel vor sie hin. Kaum sieht sie diesen Beutel, als sie schon wieder stehen bleibt, den Beutel aufhebt, aufmacht, den Ball sieht, ihn herausnimmt, die Aufschrift liest: „Wer mit mir spielt, kann nimmer aufhören, mit mir zu spielen“. — Und so geschiehts ihr, sie spielt mit dem Ball, bis Abibas schon lange am Ziel ist und seinen Kopf und die Rosamunde be- und erhält.  
Hä, das ist merkwürdig?

Aus jungen Tagen. Gedichten  
und Briefen. Stuttgart: Schmidt  
& Sving, 1857

## WAS DES PFARRERS WILHELM WÄHREND DER SOMMERFERIEN ERLEBTE.

1,  
Eines sonnenklaren Spätnachmittages zwischen drei und vier Uhr, als die lernbegierige Dorfjugend mit grossem Geschrei dem alten Schulmeister ein Rechenexempel nachsang und alle damit glücklich zu Ende waren, ging der Schulmeister Lebrecht von der Tafel weg und machte ein Fenster gegen die Wiesen auf.

„Nase hoch, Leute, was riecht ihr?“

Ungefähr neunundsiebzig mehr oder weniger reinliche, stumpfe, spitzige, schmale, breite, lange, kurze Buben- und Mädchennasen fuhren nebst deren Besitzern in die Höhe und schnupperten gegen das offene Fenster.

„Heul“ schrie die ganze Gemeinde.

„Heul“ sagte der Schulmeister. „Was ihr für gescheite Leute seid, wenn ihr die Sache vor der Nase habt! Heu sagen, na, das kann jeder und noch einer.“

„Warum fragt Ihr denn, Schulmeister?“ rief Gretchen, des Müllers lustiges Töchterlein, das viel Vorrechte hatte, weil es das Geschickteste war und zu oberst sass. Diesmal aber achtete der Schulmeister Lebrecht nicht auf Gretchen, sondern nahm seine Rindendose aus der Westentasche und rieb mit grossem Geräusch und geschicktem Fingerschneller eine mächtige Prise in seine gewaltige Geiernase und blinzelte mit den lebhaften schwarzen Augen gar munter aus den weissen Augenbrauengebüschchen hervor.

„Heu, sagt ihr?“ hob er wieder an.

„Ja, Heu,“ brüllte der Chor.

„So, Heu, gut. Wann gibts Heu?“

„Im Heuet.“

Aug. Corradi  
—  
2.7.00

„Was tut man mit dem Heu?“

„Füttern.“

„Was füttern? Die Rösche?“

„Nein,“ schrie man unter grossem Gelächter, „nein, nicht die Rösche, die Kühe, das Vieh.“

„Das Vieh, richtig, das Vieh, ganz recht, ganz brav geantwortet, das Vieh. Aber was gibts sonst noch im Heuet?“

„Heuschrecken,“ rief einer.

„Heubirnen,“ ein anderer.

„Jawohl, das auch, aber das Beste? Was ist das Beste?“

„Ferien!“ krächte ein dritter.

„Ja, ja, Ferien, juhe, Ferien!“ jubelte das junge Volk. „Der Hansjokebli hats am besten gewusst, er kommt um zwei Bänke hinauf!“

Das liess sich der Hansjokebli, ein unendlich dicker, fauler Junge, der immer zuhinterst am Ofen sass und eigentlich das ganze Jahr über Ferien hatte, weil der Schulmeister sich sehr wenig an jene Winkelbewohner wandte, das liess sich also der Hansjokebli nicht zweimal sagen, raffte Tafel und Buch lustig zusammen und schoss ohne weiteres über Köpfe und Bänke weg auf den obersten Platz der vierten Bank, schob das dort sitzende Mädchen mit der rechten Schulter weiter hinein und sagte vergnügt: „So, da ists heiterer.“

Schulmeister Lebrecht aber lächelte seltsam, nahm eine neue Prise und sagte: „Wirst nicht lange da sitzen bleiben, Hansjokebli, sintemalen du dich jetzt schleunig hinauszumachen hast.“

Wie ein Pfeil war das Büblein draussen, und wie ein Klawter Holz polterte es die Stiegen hinab. Hierauf sprach der Schulmeister ferner:

„Jetzt macht nur, dass ihr auch nachkommt, und lasse sich innerhalb acht Tage keines in dieser Stube sehen, sonst rupf' ich euch an den Schläfenhaaren, ihr wisst, wie das tut! Marsch jetzt, packt euch in die Ferien!“

Die Schulstube leerte sich wie ein Sack Maikäfer. Lebrecht schaute der Jugend mit einem erleichternden Seufzer nach, sperrte dann alle Fenster weit auf, so dass die herrlichen Duftwellen des Heues so recht breit hereinströmten, und wie der Lärm der Jugend sich im Dorfe verteilte und die Schwalben so recht selig durch die warme, reine Luft schossen und alles so heimelig und friedlich dalag: der Wald, die neue Kirche, das Dorf, die Wiesen und des Schulmeisters Gärtlein mit den prächtigen Moosrosen und den hohen Lilien — da atmete der gute alte Lebrecht noch einmal ingründig auf und ging, eine neue Prise nehmend, hinab zu seiner guten alten Frau, die hinterm Haus Salat abblätterte, und sprach zu ihr: „Liebe Frau Salomea, das Beste am Schulmeisterstand ist doch das Feriengeben.“

Dann setzte er sich unter die blühende Linde und rauchte stillvergnügt sein erstes Ferienpfeifchen.

So lag nun ein breites, nicht nur acht Morgen, sondern acht Tage langes Ferienfeld vor der übergelücklichen Jugend, und sie trugen keine Aufgabengespenster heim, denk einmal, und konnten die Ferien sieden oder braten oder roh verspeisen, das war dem alten Lebrecht völlig einerlei, denn er sagte: „Wofür Aufgaben heimgeben? Den Kindern verderben sie die Ferien, und mir verbittern sie den Wiederanfang der Schule, wo ich dann das alberne Zeug auf einen Haufen durchsehen muss; da haben sie nichts davon und ich noch viel weniger.“

War eben ein eigentümlicher Mann, dieser alte Schulmeister Lebrecht.

## 2.

Müllers Gretchen und Pfarrers Wilhelm liefen Hand in Hand, so schnell sie konnten, das Dorf hinab heimwärts, und Wilhelm merkte erst vor dem Hause, dass er unterwegs alle Griffel und das Rechenbuch verloren hatte. Das störte ihn aber nicht im geringsten. Eilig sprang er in seine Kammer, warf das Schulzeug in die unterste Schublade und eilte wieder fort gegen

die Mühle. Er hatte nicht einmal „Guten Abend!“ gesagt und auch kein Abendbrot begehrt. Die Ferien waren ihm ins Köpfchen gestiegen, und die sollten diesen Abend schon genossen werden.

Gretchen aber sass ganz vertieft am grossen Schiefertisch daheim und löffelte eine Schüssel kalte Milch mit Brocken aus.

„Hast du schon gegessen?“ rief es.

„Nein,“ sagte Wilhelm, „ich hab's vergessen.“

„Komm, kannst mir helfen, ich mag nicht alles.“

Wilhelm liess sich nicht zweimal sagen und setzte sich schnell hinzu; denn an einem fremden Orte schmeckte ihm alles besser als zu Hause, und solches Schwarzbrot wie das in der Mühle hatten sie zu Hause nicht, lauter weisses, langweiliges, und das schwarze sei doch viel besser, meinte Wilhelm.

In der Stube war niemand als die beiden Kinder. Doch nein, hält, es waren mehr als zweitausend Leute da, ich habe mich geirrt. Und diese zweitausend und mehr liessen sich so wohl sein wie die Kinder, liefen ohne Scheu auf Brot und Schüssel, auf Boden, Diele, an den Fenstern, Vorhängen und Schränken umher, und wenn du noch nicht weisst, wie diese Leute hiessen, so tut es mir recht leid.

„Du, die habens doch am besten auf der Welt,“ sagte Wilhelm zu Gretchen.

„Warum?“

„Die haben das ganze Jahr Ferien.“

„Oho,“ lachte Gretchen, „hats die auch gut da in der Schüssel?“

„Nein, die nicht,“ sagte Wilhelm, tauchte den Finger in die Milch und fischte die gierige Fliege (Ach, also Fliegen waren es? Richtig!) wieder heraus. „Aber was wollen wir nun tun in diesen acht Tagen?“ fragte er.

„Ja, das werden wir schon sehen,“ sagte Gretchen. „Heute haben wir Freitag, am Montag wird die grosse Wiese gemäht, und dann helfen wir mit, magst?“

„Ja, und nachher?“

„Nachher fahren wir einmal in die Stadt, Vater hats mir schon lange versprochen, und dann musst du auch mit.“

„Und dann?“

„Und dann? Nu, und dann machen wir noch allerlei, wir gehen spazieren, gehen in euern Garten, in den Wald und ins Dorf. Oh, wart nur, ich weiss schon! — Halt, siehst du, dort auf den Sägebäumen sitzt der Hansjokebli und die Marie und der Christen und wer noch?“

„Der Konrad und Meiers Hans, wir wollen Spiele machen!“

Die Kinder eilten hinab zu den übrigen; es ward „Fangen“ ausgemacht, sie stellten sich in einen Kreis, und Gretchen zählte ab:

„Ene dene Taffetband,  
's ist nicht weit von Engelland,  
Engelland ist zugeschlossen;  
's Schlüsselchen ist abgebrochen.

Bauer, bind dein Hündlein an,  
Dass es mich nicht beissen kann!  
Beisst es mich, so straf' ich dich,  
Hundert Thaler kost' es dich!“

Alle traten aus bis auf Gretchen und Wilhelm.

„Wart, ich will ein anderes sagen,“ rief Gretchen.

„Anzkiis kwunzkiis kwischpiis kluus,  
ee pee tipsi ee lee muus  
icki picki gramatiki  
ucki pucki klein karnuus!“

Es traf Wilhelm.

Nun stob die Schar nach allen Winden. Wilhelm stand noch ein wenig still und schaute äusserst pffiffig um sich, wer wohl am leichtesten zu fangen sein möchte.

Hansjokebli sass ganz in der Nähe auf einem Haufen Sägebäume, schlug sich mit der Hand auf den Backen und neckte: „Komm, 's beisst mich!“

Erzähler-  
Ulk

Krämers Marie kauerte etwa zwanzig Schritte von Wilhelm im Grase und rief in einem fort: „Icki picki gramatiki!“

Christen ging, die Hände auf dem Rücken, gravitatisch etwa drei Schritte an Wilhelm vorüber und verliess sich auf seine langen Beine.

Gretchen sprach weiter unten mit einem Müllerknecht, schaute aber doch oft nach dem Fangenden.

Konrad und Meiers Hans waren so frech, in der Nähe miteinander zu raufen.

So tat jedes, wie wenn der Wilhelm gar nicht da wäre... Husch! Hast's gesehn? Jetzt fährt er auf! Jetzt geht das Jagen an, hierhin, dorthin, keines ist sicher, nun über die Sägebäume dem Hansjokebli nach, dann gegen Gretchen. Hörst, wies schreit und davonläuft? Jetzt ist er ganz nahe an Krämers Marie und hascht nach ihren gelben Zöpfen, Konrad läuft ihm nach und foppt ihn. Marie laufen lassen und dem Konrad nach. Christen glaubt sich ganz sicher und bindet die Schuhe. Auf einmal kehrt Wilhelm um, auf ihn los, Christen stolpert, und beide purzeln übereinander. Wilhelm misst dem Christen eine auf den breiten Rücken und ruft: „Du bist!“ Christen gibts ihm zurück: „Du bist wieder!“ Wilhelm schlägt ihn wieder, und so geht das Schreien, Eifern und Lachen eine Weile fort, keiner weiss, wer ist, bis endlich Christen dem Wilhelm noch ein letztes versetzt und schnell davonläuft.

Allgemeiner Jubel! Die Mädchen hüpfen, die Buben schaben Rübchen. Wilhelm aber kommt nun in Eifer. „Wart, ich will euch!“ denkt er und jagt nun dem Christen aufs neue nach. „Das gilt nicht,“ schreien die andern; „das gilt nicht,“ schreit Christen, „du musst ein anderes fangen!“ Hast's gesehn? Schon hat Gelbzöpfchen ein Schallendes auf dem Arm, und Wilhelm steht still und verschnauft. Unterdessen ist die Marie dem Gretchen nachgerannt über Stock und Stein, und Gretchen ist's geworden, ohne dass es Wilhelm sah. Sie rennt auf ihn zu; „flieh, flieh!“ schreien

die andern, Wilhelm hüpfte auf die Hölzer, hüpfte und springt, glitscht aus und schlägt sich ein Loch in den Kopf. So, jetzt! Mörderisches Geschrei Wilhelms, Schrecken der übrigen. Gretchen fängt an zu weinen, die andern drängen sich um den Blessierten, das Spiel ist vergessen, der Scherz ist aus. „Ja, ein Loch im Kopf, das war freilich nicht mitbedungen. Aber es blutet wirklich, seht nur!“

Mittlerweile kommt die Magd aus dem Pfarrhaus, um Wilhelm heimzurufen. Es ist Besuch gekommen aus der Hauptstadt, eine Tante, ein Onkel und zwei Kinder. Sie trinken Tee daheim und essen Kuchen. Wilhelm soll heim, sie fragten nach ihm.

„Das ist mir eine schöne Geschichte!“ sagt Regula, die Magd aus dem Pfarrhaus. „Das ist mir eine saubere Geschichte! Was hast denn gemacht, Wilhelmli?“

„Gefallen ist er,“ antwortet Konrad.

„Komm jetzt nur, wir wollens am Brunnen waschen, 's ist nicht wichtig.“

„Ists nicht wichtig?“ fragt Gretchen angstvoll.

„Nein, nein,“ lacht Christen, „komm, ich will blasen:

Heile heile Segen,  
Drei Tag Regen,  
Vier Tag Schnee,  
Tut dem Bübli nimmer weh!“

„Wie, lach ein bisschen, Wilhelmle, nu, kannst noch lachen?“, Die andern lachen schon alle. In Wilhelms Gesicht streitet das Weinen noch eine Weile mit dem Lachen; alle stehen um ihn und warten, bis er lache.

„Jetzt lacht er,“ jubeln sie endlich.

Und wahrhaftig, Wilhelm hat ein bisschen gelacht und geht nun mit der Magd Regula heim gegen das Pfarrhaus.

Daheim sitzen sie beim Tee und Kaffee, es hat beiderlei, und beim Kuchen. Mama Pfarrherrin hat ihr Söhnlein soeben mit

grosser Vorliebe den Verwandten geschildert und gerühmt, wie unser Wilhelm so zahm sei, und wie sie oft wünschte, er möchte etwas lebendiger sein, und die Tante aus der Stadt hat geseufzt und gesagt, ach ja, es sei mit ihrem Hans ebenso, das Mädchen, die Berta, sei viel lebiger. Das mag mit dem Hans aus der Stadt ganz wahr sein, denn in diesem Augenblick sieht er mit dem Butterbrot, geschwellenen Backen und den grossen wasserblauen Augen in dem grossen blonden Kopf nichts weniger als darnach lüstern aus, in der nächsten Zeit vom Tisch aufzustehen und draussen herumzurennen. Die kleine Berta ist viel beweglicher. Sie isst merkwürdigerweise sehr wenig, wie die Mama aus der Stadt eben erzählt, sehr wenig isst sie. Es ist der Mama schon oft recht aufgefallen, wie wenig sie isst für ihr Alter, während doch andere Kinder...

Die Tür geht auf, und der zahme Wilhelm trägt seinen verlöcherten Kopf herein. Ach, der Schrecken! Papa und Onkel zeigen sich gefasster, aber die Frauen sind tödlich erschrocken, und Tante hat doch noch einen Brocken Kuchen im Mund. — Wilhelm, Wilhelm, eine friedliche Kaffeegesellschaft so zu stören, so zu erschrecken! 's ist doch nicht recht! Du zahmster aller zahmen Wilhelme. Erzähle, Söhnlein, wo und wie hast du das überflüssige Loch geholt! Also gefallen bist du? „Sieh, liebe Schwägerin,“ sagt Mama Pfarrherrin, „'s ist mir ganz auffallend, dass er gefallen ist.“ Ja, Wilhelm war wirklich recht auffallend, das bezeugte das Loch im Kopf. Hans denkt, indem er einen neuen Bissen hinunterwürgt, das sei sehr dumm von Vetter Wilhelm, und isst dann ruhig weiter. Berta aber, die lebhafte Berta, hat innig Mitleiden mit dem verwundeten Vetterlein und geht mit den Frauen und dem Verwundeten hinaus in die Küche, wo der Fall näher untersucht und mit Wasser und Essig behandelt wird.

Wilhelm ist diesen Abend sehr langweilig und begehrt früh zu Bette.

Das ist der Anfang von seinen Heuferien! Wir wollen nun weitersehen, wies kommt in Numero

### 3.

Wilhelm war eigentlich nichts weniger als zufrieden, dass dieser Ferienbesuch gekommen war, und mit dem Besuch des Veters Hans am allerwenigsten. Denn er wusste schon von früheren Malen her, dass der liebe Hans sehr schwerfällig, schweigsam und langweilig war, und dass man nie wusste, ob er zufrieden sei oder nicht.

Wilhelm wäre lieber allein gewesen und mit den Dorfkindern herumgerannt, die verstand er viel besser als die verwöhnten Stadtkinder.

Aber sie waren nun einmal da, und so musste er sich darein schicken und ergeben. Die kleine Berta war zwar wild genug, fast noch wilder als Gretchen, aber sie hatte einen grossen Fehler, sie wollte immer recht haben. Das war auch langweilig.

Nun kam also der Samstag. Wieder ein Grund zur Verstimmung für Wilhelm. Denn einmal musste es am Samstag unendlich stille im Hause sein, weil Papa Pfarrherr die Predigt studierte und an diesem Tage schon ärgerlich wurde, wenn den Tag über nur dreimal eine Türe ging. Und ums Haus durfte natürlich auch nicht gelärmt werden. Das war eines. Dann kam an diesem Samstag noch hinzu, dass Wilhelm ebenfalls studieren musste wie sein Papa, nur etwas weniger. Denn morgen kam die Reihe an die erste Klasse, die in der Kinderlehre aufsagen musste.

Wilhelm wusste noch kein Wort auswendig von seinen zwei grossen Gesangbuchversen, und nun noch mit dem Loch im Kopf, ach Jemine, zu diesem Loch heraus spazierte jede Zeile, die Wilhelm lernte, es ging gar nicht, es ging durchaus nicht! Dann war der Besuch da und störte immer, und das Allerärkste an der ganzen Sache war, dass Wilhelm morgen mit verbundenem Kopf in die Kirche gehen musste! Ja, das war das Allerärkste.

Er hatte Papa durch Mama bitten lassen, morgen zu Hause bleiben zu dürfen. „Warum nicht gar!“ hatte Papa gesagt. Da gabs also keine Rettung. Tief bekümmert verbarg sich der arme, arme Wilhelm in den hintersten Winkel der Holzhausdiele und starrte in das Gesangbuch, fühlte bisweilen mit dem Zeigefinger nach seiner Wunde und fand, dass sie bis morgen doch noch nicht geheilt sein dürfte; denn die Berührung schmerzte. Dann sah er einer Kreuzspinne zu, die an den Dachbalken ihr kunstreich Netz wob, erschrak, als plötzlich seine liebe Katze von einem andern Balken neben ihm niedersprang, und spielte dann mit ihr, indem er das Gesangbuch in einen Korb voll Föhrenzapfen, die beim Bügeln gebraucht werden, legte. — Nach einer Weile tönte vom Haus herüber eine fette Stimme und rief: „Wiulhäulm?“

„Der frisst schon wieder,“ murmelte der Gerufene erbost.

„Wiulhäulm, wo bist?“

„Meinetwegen ruf du bis morgen!“

Hans kam über den Hof bis unter die Tür des Holzhauses.

„Wiulhäulm, bist da oben?“

Grabesstille. Hans ging die Stiege hinauf, und sein Kopf ward sichtbar. Dieser Kopf ass eben ein Stück Brot, eine halbe Stunde nach Tisch. Er spähte umher und sah wenig.

„Hast doch grosse Gucker im Kopf!“ dachte Wilhelm.

Nun tönte Bertas Stimme, die nach Hans rief. „Da oben bin ich,“ antwortete dieser. Berta kam, stieg aber ganz hinauf und entdeckte zu ihrer Freude eine Schaukel an den Balken befestigt, setzte sich schnell darauf und schaukelte lebhaft.

„Auch schaukeln!“ machte Hans.

„Erst ich, dann du!“ bemerkte Berta.

Es kamen wieder Tritte über den Hof gegen die Tür. Hans schaute hinab und sagte: „Es ist ein Bauernkind unten, Bechta!“

„Ist der Wilhelm nicht oben?“ fragte Müllers Gretchen.

„Nein,“ schrie Berta.

„Doch, ich bin da,“ rief plötzlich aus dem finstern Winkel, und im gleichen Augenblick rannte Wilhelm hervor, bei dem erschrockenen Besuch vorüber, die Stiege hinab und mit Gretchen zum Hof hinaus gegen die Mühle. Ach, es kam wieder eine Stimme! Papa Pfarrers Stimme schallte aus dem Fenster den Fliehenden nach und rief Wilhelm zurück.

„Kannst du deine Verse?“ fragte Papa.

„Ja,“ sagte Wilhelm.

„So komm, ich will hören.“

Wilhelm kam und blieb in jeder Zeile dreimal stecken. Papa steckte ihn dafür in das Nebenzimmer, und Wilhelm blieb einen namhaften Teil des Abends drinnen, denn die Verse waren gross und schwer und Wilhelm nichts weniger als zum Lernen aufgelegt.

Der gefürchtete Sonntagnachmittag kam. Es läutete zur Kirche. Mama, Tante, Berta und Hans begleiteten den armen Wilhelm. Papa war strenger als gewöhnlich. Jeder Glockenschlag durchzitterte Wilhelms Kopf, der mit einem schönen schwarzseidenen Tuch schräg verbunden war. Wilhelm sah recht leidend aus. Noch unter der Haustüre hoffte er den Papa durch einen tränenreichen Blick zum Mitleiden zu bewegen. Papa aber war unerbittlich und schaute sein Söhnlein gar nie an. Der Zug setzte sich in Bewegung. Wilhelm ging dicht hinter dem Papa, dann folgten die übrigen. Man trat in die Kirche und nahm seine Plätze ein. Die ganze Dorfjugend reckte die Köpfe nach dem Pfarrstuhl; es wurde geflüstert und leise gelacht, denn der gute Hans aus der Stadt machte ein äusserst dummes Gesicht und glotzte scheu umher. Dann aber wandten sich alle Blicke nach dem Verwundeten.

„Was hat der Wilhelm?“ flüsterte man. „Er ist gefallen.“

„Wo? Wann?“ „Gestern.“

„Kannst du deine Verse?“ fragte Wilhelm leise seinen Nachbarn, Meiers Hans.

„Oh, ich schneid' sie dir herunter wie Kurzfutter!“

Wilhelm seufzte und schaute nach Gretchen hinüber. Gretchen lächelte. „Sie lacht mich aus,“ dachte Wilhelm. „Wart nur!...“

Nun ward gesungen, gebetet, und die Kinderlehre begann. In einem fort plapperte Wilhelm seine Verse vor sich hin; links und rechts wurden die Nachbarn aufgerufen, schnellten empor und sagten ihre Verse und Sprüche mehr oder weniger glücklich her. Gretchen drüben bestand prächtig.

„Wann hat denn die ihre Sache gelernt?“ dachte der Verwundete und fuhr fort: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht...“

„Wilhelm, steh auf!“ ruft Papa Pfarrer von der Kanzel.

Wie ein Springkäfer schnellt der Knabe empor, wirft noch einen letzten eiligen Blick ins Gesangbuch, steckt den Zeigefinger in die Blätter, starrt an einen Ast der Kanzel und fängt an. Alles schaut auf ihn — warum denn? Er ist ja nichts Wunderbares! Alles schaut auf ihn, sag' ich, und Wilhelm fühlt die Blicke wie lauter Nadelstiche. Aber die Versuhr ist aufgezo-gen, dem Perpendikel ein Stüpfchen gegeben, und nun gehts in un-unterbrochenem, eintönigem Takt fort und fort bis zum letzten Wort des letzten Verses. Wilhelm hat geendet, er darf niedersitzen.

„Narr, was sagst denn, du könntest deine Verse nicht?“ flüsterte Konrad mit einem Ellenbogenstoss ihm zu. „Hast sie ja am allerbesten gekonnt.“

Wilhelm sagt kein Wort, er lächelt bloss, öffnet noch einmal sein Gesangbuch und sieht mit dem gleichen Behagen seine abgeschnurrten Verse an, wie ein Wanderer an einen beschwerlichen, steinigen Bergpfad zurückdenkt. „Das hätt' ich nicht geglaubt,“ meint er im stillen.

Papa hats auch nicht erwartet; er war in der gleichen Besorgnis, sein Büblein möchte ihm und sich Schande machen. Nun ists überstanden, und Wilhelm singt zum Schluss wahrhaft

feurig mit, und ihm ist so wohl wie einem Heuschreck auf der Wiese.

„Hä,“ sagt er zum Stadthans, wie sie heimgehen. „Hä,“ sagt er zur Berta.

„Hast dich aber doch gefürchtet, ja, ja, ich habs dir angesehen!“ ruft Berta.

„Ich? Gefürchtet? Warum nicht gar!“ prahlt Wilhelm.

Ach, du herrlicher Sonntagnachmittag, wenn man seine Verse aufgesagt hat und nun so viele freie Sonntage vor sich sieht, bis die Reihe wieder an einen kommt. — Wie wollen wir denn diesen köstlichen Nachmittag verzehren, durchkosten bis aufs letzte Brosämlein, aufschlüpfen bis aufs letzte Tröpflein? Wie denn? Bitte, sagt mir, wie?

„In der Stube bleiben wir wenigstens nicht!“ ruft Wilhelm. „Kommt, ihr beiden, wir gehen in die Mühle zum Gretchen!“

Gesagt, getan. Gretchen sitzt schon auf den Sägebäumen mit anderen Kindern. Berta springt voraus zu ihnen, und wie Wilhelm diesen Teil seines lieben Besuchs versorgt sieht, geht er nicht weiter, sondern wendet sich zu den Knaben, die hinter der Scheune, die zu einem anderen Haus gehört, sich zusammengestellt haben und allerlei Nützliches im Schilde führen, sie wissen nur noch nicht recht, was.

„Nun, warum kommt dein Stadtbub nicht hierher?“ fragt einer.

„Komm doch nur!“ ruft ein anderer, „wir tun dir nichts!“

Hans drückt sich grinsend heran. Seine schöne Strohkappe mit langer Quaste von Stroh erregt Bewunderung. „Da sitzt ein Strohdach auf dem andern,“ meint einer. Allgemeines wiederndes Gelächter. Hans weiss nichts darauf zu erwidern und zieht verlegen ein Stück Weissbrot aus der Tasche.

„Gib mirs, ich gebe dir zwei dürre Birnen dafür!“ sagt Konrad.

Hans gibt das Brot und bekommt dagegen zwei steinharte Birnen. Er will eine anbeissen und beisst sich einen Zahn aus.

Der Zahn fällt auf die Zunge. Hans holt ihn heraus und erschrickt entsetzlich. Denn er hatte von jeher einen unendlichen Schrecken vor Zahnausziehen und Blüten. Er spuckt aus und sieht, dass er blutet. Einige lachen, Meiers Hans aber führt den Weinenden zum Brunnen und bedeutet ihm, mit Wasser auszuspülen. Hans aus der Stadt aber fürchtet das kalte Wasser aufs äusserste, denn daheim hat er immer lauwarmes zum Waschen und zum Spülen. Daher hat er auch eine so schöne, weisse, zarte Haut, während die der übrigen nur so dunkel und braun ist.

*Missetaten*  
↓  
Indessen bleiben die andern bei der Scheune stehen und lachen über den Stadthans. Wilhelm lacht mit. Ist das artig von Wilhelm? Wilhelm weiss aber, dass es viel leichter ist, es mit sechs bis acht frischen, derben Buben zu halten als mit einem einzigen schwachen und läppischen. Das ist viel bequemer, weiss Wilhelm. Und zudem mag er den Stadthans ganz und gar nicht, obschon es sein Vetter ist.

Auf einmal ruft einer: „Halt, jetzt weiss ich, was wir tun. Wir üben uns im Steinewerfen.“

„Ja, ja, aber wir müssen ein Ziel haben.“

„Was für eines?“

„Ich weiss schon eines,“ lacht einer und deutet listig nach einem kleinen, abgelegenen Waschhaus, das unter mächtigen Apfelbäumen neben einer Wiese steht. Alt und halb zerfallen ist, der Mörtel abgebröckelt, die runden Scheiben des grossen Fensters ziemlich lückenhaft. Doch ist das Ganze noch brauchbar, und morgen soll Wäsche drin gehalten werden.

„Ich schlage vor, wir üben uns auf jenes Fenster.“

„Ja, was denkst du denn?“ ruft Wilhelm, „das dürfen wir ja nicht; wenn der Christoph käm', gäbs eine schöne Geschichte.“ Wilhelm aber sammelt doch Steine wie die andern.

„Das macht nichts,“ ruft ein anderer, „pah, wegen dieser paar Scheiben; das ganze Fenster ist keine drei Batzen wert. Eins, zwei, drei!“

„Gling, gling!“ klirrt eine Scheibe. „Gling, gling!“ die zweite und dritte.

„Halt, so gehts nicht,“ ruft Hansjokebli; „wir wollen der Reihe nach werfen; erst kommt der Wilhelm. — Nun, wirf doch!“

Wilhelm zögert.

„Je, lacht ihn aus, lacht ihn aus!“ schreit nun die ganze Schar, „er traut sich nicht, lacht ihn aus!“

Wilhelm schämt sich. „Wills euch zeigen, ob ich mir nicht getraue,“ ruft er, rafft den grössten Stein auf, den er tragen mag, läuft näher und schmettert mit Aufwand aller Kräfte den obern Kreuzstock ein. „Da, machts nach!“

Allgemeiner Jubel und Bravorufen. Nun gehts erst recht an, die Reihenfolge wird nicht mehr eingehalten, Wurf auf Wurf, Klirren auf Klirren. In wenigen Minuten ist das ganze Fenster eingeworfen, die Bleistreifen hängen daran wie zerzauste Haare, und nicht die kleinste Scheibe bietet mehr ein Ziel für die geschickten Steinschleuderer.

„Das war dumm,“ ruft Christen; „wir haben zu schnell gemacht, jetzt ist die Freude aus.“

„Kommt, wir suchen etwas anderes,“ schlägt Wilhelm vor, und die jungen Zerstörer traben ab.

Stadthans aber geht heim, erzählt zuerst, dass er sich einen Zahn ausgebissen, und sodann, dass die Knaben Scheiben eingeworfen und Wilhelm am meisten.

#### 4.

Wilhelm ist nicht zum Abendessen heimgekommen, er ist mit den Knaben herumgestreift bis zur Dämmerung, hat unreife Äpfel aufgelesen und gegessen, Bauchweh bekommen und eilt nun heim, um warme Suppe zu essen. Jawohl, Vetter Hans hat ihm schon eine herrliche eingebrockt, und Papa serviert sie ihm auf dem Teller seiner eigenen väterlichen Hand. Sie schmeckt Wilhelm nicht besonders, sie ist ihm zu viel gepfeffert und ge-

salzen. Vielleicht kennt sie auch das eine oder andere meiner lieben Leserlein? Sie steht im „Kochbuch für unartige Kinder“ unter dem Artikel „Prügelsuppe“. Das Rezept ist allgemein bekannt und braucht daher hier nicht ausgeschrieben zu werden.

Nach dieser nahrhaften Suppe kommt noch ein Gericht, und es ist unbegreiflich, wie Papa Pfarrer seinem Söhnlein so schwere Speisen auf die Nacht zukommen lässt; da muss ja der liebe, gesunde Schlaf aufs gründlichste verscheucht werden. Dies zweite Gericht besteht in der Anzeige, dass Wilhelm morgen vormittags zehn Uhr zum Gemeindammann zu gehen habe, um Abbitte zu tun und zu hören, was der Gemeindammann ihm und den übrigen als Strafe bestimmen werde. Mit diesen beiden schmackhaften Gerichten wird Wilhelm zu Bett geschickt.

Wie vorauszusehen, verdaut das Pfarrersbüblein sehr schwer, schläft äusserst wenig und unruhig, hat schreckhafte Träume vom dunklen Kämmerlein im Gemeindehaus, von seiner lieben gelben Sparbüchse, die zum Glaser rennt, von Schand und Spott in Hülle und Fülle.

Mit schwerem Kopf und verweinten Augen erwacht er und schleicht in die Wohnstube zum Kaffee. Papa aber findet heute den Kaffee für Wilhelm gar nicht zuträglich und empfiehlt ihm frisches, reines Brunnenwasser, das reinigt das Geblüt und macht helle Gedanken. Brot steht auch nicht in Papas Speiseordnung.

Vetter Hans ist, so gut er es versteht, ziemlich erschrocken über die Folgen seiner Erzählung und zieht es vor, in der Nähe von Mama und Tante zu verbleiben, denn ein verstohlener Blick Wilhelms deutet auch für ihn auf jenen Artikel des oben angeführten Kochbuches hin. Hans liebt aber jenen Artikel ebenso wenig als frisches Wasser und Blutung.

Berta aber, die gestern bei den Mädchen auch etwas Dummes angestellt hat, das aber glücklicherweise nur sie allein weiss — Berta hat Mitleiden mit dem armen Vetter Wilhelm und bringt ihm heimlich ein Stück Brot auf die Holzhausdiele, wohin er sich

zurückgezogen hat, um die Anrede an den schrecklichen Gemeindammann ungestört zu studieren. Wilhelm hat diese Guttat seinem Bäschen nie vergessen und begreift nun auf einmal nicht, warum er die lustige Berta früher nicht recht habe leiden können. Vielleicht des dummen Bruders wegen.

„Fürcht dich nur nicht!“ sagt Berta, „Mama, deine Mama hat gesagt, Papa sei diesen Morgen schon beim Gemeindammann gewesen, und der habe gelacht über die Geschichte.“

„Aber, ich schäme mich so,“ sagt Wilhelm mit brotgestopften Backen.

„Ich will dir etwas sagen, Wilhelm, aber du darfst niemandem sagen, hörst du!“

„Glaubst du, ich sei so eine Schwatzbase wie dein Bruder?“

„Nein, nein, das nicht!“ sagte Berta. „Hör, ich habe gestern in der Mühle zwei Massflaschen mit meinem Gummiball heruntergeworfen.“

„Also auch Glas? Ich wollte, es gäbe kein Glas auf der Welt!“ seufzt Wilhelm.

„Ja, oder keine Steine,“ sagt Berta.

„Oder keine Gummibälle,“ sagt Wilhelm.

Indem schlägts im Türmchen auf dem Schulhaus. Sie zählen nach. Zehn Uhr!

In diesem Augenblick kommt Papa in den Hof und ruft Wilhelm. Schnell würgt dieser den letzten Bissen Brot hinunter. Berta wischt ihm die Brosamen ab, und sie gehen hinunter.

„So, jetzt vorwärts!“ sagt Papa. „Halt noch, zeig deine Zunge!“

Wilhelm tuts erschrocken. Sie zeigt Brotspuren. Berta erötet.

„Hast du ihm Brot gebracht, Berta?“

„Ja, lieber Onkel,“ ruft das lebhafte Kind, „er hat mich so schrecklich gedauert; er hatte so Hunger, und wenn er Hunger hat, so kann er ja nicht recht abbitten beim Gemeindammann. Gewiss nicht, Onkel!“

„Nun, nun, geh jetzt nur, Wilhelm!“ sagt Papa, schon etwas besänftigt.

Wilhelm will sich aufs Bitten legen; es hilft aber nichts. Und so geht er denn.

In glücklicheren Tagen hatte Wilhelm oft gewünscht, das Pfarrhaus möchte so heimelig und traulich sein wie das Haus des Gemeindevorstandes, das bis unters Dach mit herrlichen Weinreben bekleidet ist, und vor welchem ein reizendes Gärtchen mit prächtigen Blumen steht. O wie oft war er auch schon in der gemütlichen Wohnstube und draussen unter dem Vordach der Schmiede; denn des Gemeindevorstandes Sohn ist ein Hufschmied.

Heut aber dünkt Wilhelm das schöne Bauernhaus wie eine Räuberhöhle, und beim Klang des Ambosses meint er, sie schmieden ihm eben Ketten!

Er steht am Gartenhag. Christen kommt pfeifend um die Ecke.

„Wo willst hin, Wilhelm?“

„Da hinein muss ich.“

„Was tun?“

„Wirsts wohl wissen; musst du nicht auch?“

„Was denn?“

„Vor den Gemeindevorstand?“

„Weswegen?“

„Dort hinten? — Gestern abend?“

„Oho, da hats gefehlt,“ ruft Christen plötzlich und rennt davon, soviel er kann.

„Wollt', ich könnt' auch rennen,“ seufzt Wilhelm und tritt ins offene Haus. Er klopft an der Stubentür.

„Herein!“

Wilhelm öffnet. Am Tisch sitzen etwa zwölf Heuer und Heuerinnen und verzehren ihren Imbiss. Obenan sitzt der Gemeindevorstand. Alle Köpfe drehen sich nach dem Knaben. Schnell wirft dieser die Tür zu und versteckt sich im Gang. Eine Magd kommt heraus.

„Wer ist da?“

„Ich,“ sagt Wilhelm.

„Wo?“

„Da!“ Er kriecht hinter den Säcken hervor.

„Was, der Wilhelm? Warum versteckst du dich?“

„Ich muss zum Gemeindevorstand.“

„Hast gemeint, er sei hinter den Säcken?“ lacht die Magd.

„Er ist in der Stube, komm herein!“

„Nein, ich mag nicht!“

„Warum nicht?“

„Darum.“

„Nun, so will ichs ihm sagen!“

Sie geht hinein. Wilhelms Herz pocht hörbar unter der Weste. In der Stube wird ein Stuhl gerückt, schwere Tritte werden laut, die Tür geht wieder auf, und der Schreckliche erscheint!

Ach, er ist gar nicht so schrecklich, der gute Gemeindevorstand, gar nicht so schrecklich. Es ist ein freundlicher alter Mann mit weissen Haaren und weisser Zipfelmütze und einem gutmütigen Gesicht. Sein Amt und sein Titel sind viel schrecklicher als der Mann.

„Aha, du bist!“ sagt der Alte, „weiss schon, weiss schon, Dummheiten gemacht, Scheiben eingeworfen gestern, weiss schon. Und nun?“

„Und nun?“ fragt er. Das eben möchte ja Wilhelm wissen. Er fängt an, verwirrt und stotternd:

„Einen freundlichen Gruss von Papa, und es sei mir leid wegen gestern, ich wolle es nicht mehr tun!“

Der Gemeindevorstand lacht, wird aber schnell wieder ernsthaft und sagt:

„Wer war noch dabei?“

„Das sag' ich nicht.“

„Wie, du sagst es nicht? Warum nicht?“

„Weil es eine Schande ist, zu verklagen!“

„Büblein,“ sagt der Alte, „es wäre einer besseren Sache wert, wie du jetzt tust. Nun, für diesmal wollen wir dich nicht einsperren und die anderen auch nicht; denn ich kenne sie schon! Aber was habt ihr denn gestern bei dem tollen Zeug gedacht? Habt ihr nicht bedacht, dass ihr eines anderen Eigentum schädigtet?“

„Nein, das haben wir nicht bedacht; es hat uns halt lustig gedünkt, dass es so laut klirrte!“

In diesem Augenblick kommen zwei Männer in den Gang und reden den Gemeindammann an.

„Geh jetzt, Wilhelm, ich lasse den Papa grüssen, und es koste jeden zwei Franken!“

Wie ein junges Rösslein galoppiert Wilhelm heim. „Aber das ist gut gegangen, Berta,“ ruft er dem Bäschen entgegen, das im Hofe ihn erwartet, und er erzählt alles.

„Du, ich habs dem Onkel auch erzählt wegen der Flaschen.“

„Ich wollt', ich hatts auch selber erzählt gestern,“ seufzt Wilhelm.

Hans erscheint.

„Aha, da ist der Verräter,“ ruft Wilhelm und rennt auf ihn los. Hans aber flüchtet sich mit Zetergeschrei ins Haus zurück, und Berta weiss den erzürnten Wilhelm so zu besänftigen, dass er ihr endlich verspricht, ihrem Bruder nichts tun zu wollen.

Fleisch bekam Wilhelm aber heute noch nicht.

## 5.

Abends kam ein altes Weib und brachte einen Teller voll Erdbeeren zum Verkauf. Sie waren aber der Frau Pfarrerin zu teuer und wurden nicht gekauft.

„Weisst du was, Berta, wir gehen morgen nachmittags in den Wald und suchen selber; dann kosten sie uns nichts, und wir können essen, soviel wir wollen.“

Es wurde ausgemacht, dann die Erlaubnis geholt (ja nicht umgekehrt), und an besagtem Nachmittag wanderten die jungen

Leute hinaus in den Wald. Müllers Gretchen, die Marie, die Kathrine, Bärbeli und Betheli und der Hansjokebli gingen auch mit, und jedes hatte ein Körbchen oder, wie man richtiger bei uns daheim sagt, ein Krättli bei sich. Hans trug vorläufig dürre Schnitze, Kirschen und Brot darin hinaus; denn er verliess sich nicht auf vieles Finden und wusste aus Hebels „Knabe im Erdbeerschlag“, dass die Erdbeeren nicht zum Hungerstillen eingerichtet sind. Hunger aber werde er jedenfalls bekommen, und zwar grossen, das wusste er im voraus.

Im Wald oben ist ein sonniger, abgeholzter Hügel, mit kleinem Nachwuchs von Tannen, Föhren, Buchen und Ahorn bewachsen. Uppige Brombeer- und Himbeerstauden schlingen sich hindurch; dann gibts wieder viele freie Moosplätzlein, wo allerlei lustige Blumen stehen und die roten Erdbeerköpflein zu Hunderten und aber Hunderten funkeln und scheinen wie die roten Käpplein der Mädchen und Frauen in den Appenzellerbergen. Das Verlockendste und Schönste aber an diesem ganzen Schlag ist das, dass es verboten ist, ihn zu betreten.

Ich habe ein Büblein gekannt, das hat mir einmal gesagt, als ich selber noch ein Büblein war: „Sieh, August, in Vaters Garten steht ein Birnbaum, der geht an der Mauer hinauf, weit bis ans Dach, und trägt halt die allerherrlichsten Butterbirnen, o so saftige und gelbe! Wir dürfen aber keine von diesen Birnen nehmen. Und weil wir keine nehmen dürfen, glaube ich immer, sie seien noch zwanzigmal so gut, als die wir von der Mutter bekommen.“

Dies Büblein wusste jenen Erdbeerschlag auch recht gut, denn es wohnte im gleichen Dorfe wie des Pfarrers Wilhelm.

Dieser Hügel war also für die Dorfkinder von jeher das Ziel unaussprechlicher Sehnsucht und Begierde, und es wurden tausend Kniffe und Pfiffe ersonnen, um ungesehen und unbestraft in den Besitz jener verbotenen Früchte zu gelangen, und einzelne Erwischungsfälle durch den Förster waren bald wieder verwischt im Gedächtnisse.

Förster

Dahin strebte nun unsere junge Schar und freute sich schon zitternd auf die reiche Beute. Im Walde war alles still und kein Förster zu sehen und zu hören weit und breit. Natürlich, denn die Förster ziehen gewiss kein brennrotes Kleid an, dass man sie durch hundert Tannen hindurchleuchten sieht; sie fahren auch nicht schreiend und tobend im Wald herum und rufen: „He, Holzdieb, holla, Waldfrevler, wo bist? Ich möcht' dich gern strafen!“ Nein, so ein Förster ist dir so unscheinbar gekleidet wie ein Jäger und schleicht so still und ernsthaft herum wie ein Jäger; er ist dort und hier, du weisst nicht, woher gekommen und wie gekommen. Und glaubst du dich mitten in tiefster Waldeinsamkeit bei Blumen, Käfern, Eidechsen und Spinnen, liesest in einem lieben Buche oder liegst im Gras und träumest in die Himmelbläue hinauf — auf einmal geht er an dir vorüber, der stille, ernsthafte Mann, grüsst dich kaum und ist verschwunden mit dem gleichen ruhigen, geräuschlosen Schritt, wie er gekommen. Ja, das sind sonderbare Leute, diese Förster!

Nicht gerade so still und ernsthaft ging aber unser Trüpplein nach dem verbotenen Hügel. Die Fröhlichkeit äusserte sich so laut, dass alle Vögel verscheucht wurden, und sämtliche empfindsame Seelen des Waldes, als da sind Eidechsen, Blindschleichen, Kröten und Unken, bestrebten sich schleuniger Zurückziehung in sichere Verstecke. Denn sie wussten oder ahnten doch, wenn das junge Völklein mit dem Mund wüst tut, dass dann Hände und Füsse bald nachfolgen und allerlei Unheil und Verderbnis gestiftet wird an lebigen und leblosen Dingen der Schöpfung. Am Fuss des Hügels verteilten sich die Kinder, und jedes begann nun nach Belieben den verbotenen Schlag abzuweiden, füllte, wie es für besser fand, den Mund oder das Körbchen und freute sich seines Lebens.

Und Stadthänschen freute sich seines Lebens auch, so gut er konnte. Er setzte sich in der Mitte des Hügels unter einige junge Tännchen nieder, wos recht kühl und schattig war, zog

seine prächtige, in Numero 3 bewunderte Strohkappe ab, trocknete sich den Schweiß von der weisheitvollen Stirn und fing an, etwas wenig nachzudenken. Zuerst fiel ihm ein, dass er müde sei; dann, als er dessen ganz sicher geworden, fand er, dass es unter solchen Umständen eine grosse Dummheit wäre, nur einen einzigen Schritt weiterzugehen. In diesem weisen Gedanken wurde er bestärkt durch einen freudigen Blick auf sein Körblein, das merkwürdigerweise noch fast halb voll dürerer Schnitze, Kirschen und Brot war. „Erst essen und dann arbeiten!“ war Hansens Grundsatz.

Ein Schnitz nach dem andern wanderte durch das breite Tor seines Mundes, bisweilen ward er etwas weinerlich, denn die Zahnücke hinderte ihn ein wenig an gedeihlichem Kauen, aber der Mutige überwindet viel, und so kam Hans nach und nach glücklich bis auf den Grund seines Körbleins und ward immer heiterer und zufriedener. Es war so nett, im Wald zu essen, das hatte er noch nie getan. Gar nett war das. Den letzten Kirsch kern behielt er im Munde, das war so gut für den Durst und gab so herrlichen Speichel.

„Und nun? Erdbeeren suchen? Soll ich?“ Hans schaute ein wenig umher; es waren leider keine in der Nähe. — Doch, dort in der Sonne standen manche, ganz dunkelrot vor Reife. „Es ist zu weit und zu heiss dorthin,“ dachte Hans; „sie laufen mir nicht fort. Erst will ich ein wenig schlafen; ich habe noch nie im Walde geschlafen. Will einmal sehen, wie es ist, wenn man im Walde schläft. Es ist gewiss lustig im Walde schlafen. Es ist ja auch lustig im Walde essen; warum sollte denn im Walde schlafen nicht ebenso lustig sein? Ich will nun einmal im Walde schlafen. Mama wird lachen, wenn ich ihr erzähle, dass ich im Walde geschlafen habe, hihi!“

Er legte sich nun auf den Rücken. Das war nicht recht, denn die Sonne schien ihm zwischen den Gipfeln zweier Tännlein gerade in die Nase. Hans drehte sich und legte den Kopf, wo

früher die Füße gelegen. Er spürte einen Stein unter dem Kopf. „Ach was!“ machte Hans und richtete sich auf die Kniee empor. „Es ist erst noch schwer, im Walde zu schlafen — wie mach' ichs denn jetzt?“ Hans legte sich wieder hin wie das erstemal, und die Sonne schien ihm wieder in die Nase. Hans drehte den Kopf auf die Seite, da stach ihn dürres Gras in die rechte Backe. Hans rückte den Kopf in die vorige Lage und bedeckte das Gesicht mit der Strohkappe, die in Numero 3 allgemeine Bewunderung erregt hat. Eine Weile gehts ganz gut. Hans gibt genau acht, obs ganz gut sei; von diesem Achtgeben wirds ihm heiss, und er findet, dass es doch nicht ganz gut sei. Er nimmt die Strohkappe, die in einer früheren Nummer, ich glaube in Numero 3, arg bewundert worden, wieder weg, und die Sonne scheint ihm wieder beharrlich tätig in die Nase. Hans findet es immer schwerer, im Walde zu schlafen. Er brummt, richtet sich auf und kratzt in den Haaren. Jetzt fällt sein missmutiger Blick auf einige junge Ahornpflanzen, deren breite Blätter ihm einleuchten. „Aha,“ sagt Hans, „die sind besser als die Kappe.“ Er steht auf, schneidet sie ab, legt sich wieder hin und bedeckt sein Haupt damit. Oh, nun ist herrlich! Die breiten Blätter geben so schön kühl, viel kühler als die Strohkappe mit der Strohuaste. Er probiert wieder eine Weile, es ist immer gleich gut, es bleibt gut; ein kleines Lüftlein kommt und kühlt angenehm, Hans wird ruhig, aus seinem immer offenen Munde kommen nach und nach behagliche Schnarchtöne, sie werden stärker und mächtiger; das Schlafen im Walde ist Wahrheit geworden.

Hans träumt aber nicht von Dingen, die im Walde sind, er hat noch zu wenig gesehen, er ist noch nicht genug erfüllt von Walddingen. Seine Gedanken sind weit weg bei einer gar närrischen Geschichte, die er einst hatte erzählen hören daheim in der Stadt, und die damals niemand hatte glauben wollen als er. Hans glaubt sie immer noch, denn es kommt viel vom Essen

drin vor, und daran glaubt Hans vor allen Dingen mit innigster Überzeugung.

Damit diese lehrreiche Geschichte vielleicht noch mehr Gläubige gewinne, soll sie hier erzählt werden, denn wir haben Zeit genug, die Sonne steht noch hoch, und die andern Kinder sind so in Erdbeersuchen vertieft und so weit weg, dass wir doch auch etwas tun müssen unterdessen, gelt, du? „Ja.“ So hör denn, was dem Stadthans Närrisches geträumt:

„Es war einmal ein unendlich gelehrter Mann (ist das nicht nett, dass Hans doch wenigstens von etwas träumt, was er ja doch nie wird?) — gelehrter Mann und ein Kinderfreund, wie es, solange die Welt steht, keinen grösseren gab und geben wird. Dieser Mann tat jahraus jahrein nichts anderes als Kinderbücher schreiben. Aber was für welche? Ja eben, das ist die Sache. Lauter solche, wie wenn er dabei immer nur an Hans gedacht hätte. Nämlich so. Hatte er zum Beispiel ein Märchen zu erzählen, und es wurde gut und stark gegessen drin, so wusste der Mann alle diese guten Sachen so natürlich in sein Buch hineinzufügen, dass sie wie ein Rebus drin lagen. War von Mandeln und Rosinen die Rede, so standen nicht die Wörter Mandeln, Rosinen da, sondern gleich die Mandeln, die Rosinen selber! Du konntest sie nur so herausklauben, mitten aus der Geschichte heraus. Er hatte unendlich viel zu tun der Mann, denn so ein Buch ging für einen ganzen Weihnachtbaum und war noch viel bequemer, weil mans in die Tasche stecken und mitnehmen konnte, weisst?“

Von einem solchen Buch träumte Stadthänschen unter den Ahornzweigen. Ach, das war ein Buch! Mit einer Mandeltorte fing das erste Kapital an, wand sich durch Erdbeerschnitten, Makronen, Kirschkuchen und Crème durch und hörte mit einer grossmächtigen Gansleberpastete auf. Es war ein wahres Schlaffenland. Hans schmunzelte im Traum und griff unwillkürlich nach seinem Körbchen, langte hinein und holte ein Hämpfelein

„Der sieht auch aus wie Sauerkraut!“ ruft der unverwü-  
stliche Hansjokebli.

Nun gehen die Schulstunden wieder ihren Lauf fort, und  
Wilhelm nimmt sich täglich vor, in den Ernteferien den Fuss  
nicht mehr zu verstauchen.

Was er aber in den Ernteferien erlebt hat, das erzähl' ich  
vielleicht übers Jahr im anderen Sommer.

## MONA.

### EIN MÄRCHEN.

Es war einmal ein armer Holzhauer und seine Frau, die leb-  
ten in einem grossen Walde und hatten ein Kind, das hiess Mona.  
Wie seiner Grossmutter Urgrossmutter geheissen hat, das weiss  
ich nicht mehr. Aber das Kindlein hiess doch Mona und war  
im Wald aufgewachsen so gut wie irgendein anderes Waldpflänz-  
lein und hatte Sonnenschein und Schnee, Stern- und Mond-  
nächte, Sommer und reife Beeren gesehen wie die anderen auch.  
Und weil der Vater ein Waldhüter war und die Mutter eine  
Kräuterfrau, so war die kleine Mona oft allein und lief herum  
über Bach und Ried, über Stöcke und Knorren, durch Busch  
und Schilf, allenthalben hin. Und Mona konnte gut rennen und  
achtete der Dornen nicht arg viel.

Einmal lief das Kind auch einem Bächlein nach und suchte  
Blumen. Es kam immer weiter und weiter, sang und summte so  
vor sich hin, weiss, wie mans macht, wenn man allein ist, und  
sah eigentlich mehr nach innen als nach aussen, so dass es endlich  
mit dem Näschen an einen Felsen stiess. Da hats wieder nach  
ausseen geschaut. Das ist aber der Felsen gewesen, wo das Bäch-  
lein angefangen hat. Und da schaute unsere Mona lange zu,  
wie das Bächlein so aus dem Felsen sprudelte und brudelte,  
und hätte für ihr Leben gern wissen mögen, wies denn sei, wo  
das Bächlein zu allererst anfange, weiss, so ganz zuerst, wo das  
erste Tröpflein anfängt. „Du,“ sagt das Kind zum Felsen, „bitte,  
zeig mirs doch!“

„Ich darf nicht,“ hat der Fels gesagt.

„Warum nicht?“

„Weils sonst aus wär.“

„Was aus?“

„Der Bach.“

„Warum aus?“